

(Nachdruck verboten.)

30) Der Wauksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Als Käthe das sagte, griff sie nach seinen Armen, den Händen, der Brust, sie sagte sich selbst nach der Gurgel, als ob etwas sie zu erstickern drohte. Er antwortete nichts auf ihre Vorwürfe, denn er wußte, woher sie kamen. Es war der schmerzliche Ausschrei ihrer großen Liebe, ihres grenzenlosen Glends und ihrer Eifersucht auf die Welt — diese erbarmungslose und geheimnisvolle Macht, die ihn von ihr weglockte. Nach einer Weile rührte sie sein Schweigen; sie näherte sich ihm wieder, erneuelt und sagte: „Nein, nein, Philipp, Du hast Dir nichts vorzuwerfen. Du hast mich ja gar nicht hintergangen. Ich selbst habe mich betrogen. Es war nur meine Schuld, Ich habe Dich weiter gelockt — ich weiß es. Und doch hab' ich Dir so grausame Dinge sagen können. Du wirst mir aber vergeben, nicht wahr? Ein Mädchen weiß sich manchmal nicht anders zu helfen, Philipp. Ich glaub' gar Du weinst! Nein, nein, das sollst Du nicht. Küsse mich, Philipp, und vergieb mir. Das kannst Du doch thun! O gewiß, Philipp?“

Sie fragte wie ein Kind, mit aufwärts gerichteten Blick und geöffneten Lippen. Er war im Begriff nachzugeben und beugte sich schon vor, ihre Stirn zu berühren, als plötzlich aus dem Kinde ein Weib wurde. Sie warf sich ihm an die Brust und drückte ihn fest an sich, ihr Blut wallte, ihr Busen wogte; mit flammenden Augen und leidenschaftlicher Stimme rief sie aus: „Nein, Philipp, Du bist mein — ich lasse Dich nicht. Ich frage nicht nach Deinen Plänen — Du mußt sie aufgeben. Ich kehre mich nicht an Petes Rückkehr, mag er nur kommen. Mich kümmert nicht, was Du ihm gelobt hast, Du mußt es brechen. Die Welt kann ohne Dich leben, ich aber nicht. Du bist mein, Philipp, und ich bin Dein. Nie will ich einem andern angehören. Wenn Du von mir gehst, mußt Du doch früher oder später zu mir zurückkommen. Ich weiß das und fühle es, mir sagt es das Herz. Doch ich werde Dich nie von mir lassen. Ich kann nicht, ich kann nicht! Hab' ich nicht ein Recht auf Dich? Ja, ich habe ein Recht. . . Weißt Du es nicht? . . . Kannst Du es jemals vergessen? . . . Mein Gatte!“

Das letzte Wort brachte sie nur gedämpft und undeutlich heraus; sie hatte das Gesicht an seiner Brust verborgen, und ihr ganzer Körper bebte krampfhaft in dem Augenblick, als der wilde Schmerz den Sieg über ihre weibliche Scham davontrug. Aber das, worauf sie ihr Recht gründete, sich fester an den Mann zu klammern, war für ihn ein Anlaß, sich von ihr zurückzuziehen. Es war das alte, düstere Trauerspiel, die ewige Ungleichheit im Bunde von Mann und Weib. Was sie für ihren Sieg gehalten hatte, war ihre Niederlage gewesen. Er konnte es nicht ändern, ihr letztes Wort hatte alles zu Schanden gemacht.

„O Gott,“ stöhnte er, „das ist noch das Aller schlimmste.“

„Philipp!“ schrie sie auf. „Was willst Du damit sagen?“

„Ich meine, daß ich weder Dich heiraten kann, noch daß Du Pete heiraten darfst. Du brächtest ihm Deine Liebe zu mir mit, und im Laufe der Zeit würde er es entdecken und es würde ihm das Leben kosten. Du hast mich Deinen Gatten genannt und das könntest Du nun und nimmermehr vergessen.“

„Ich mag Pete gar nicht heiraten,“ sagte sie. „Wenn ich Dich nicht heiraten kann, so will ich auch keinen andren heiraten. Oder meinst Du, daß ich jetzt überhaupt nicht heiraten darf, daß ich es nicht mehr thun kann, weil —“

Das Wort versagte ihr und seine Antwort klang dumpf und undeutlich: „Ja.“

„Und Du, Philipp? Was wird mit Dir?“

„Wie es für Dich keinen andern Mann giebt, so giebt es für mich keine andre Frau. Wir müssen allein durch das Leben gehen.“

„Ist das meine Strafe?“

„Es ist unsre Strafe, Käthe, die gleiche Strafe für uns beide.“

Dem Mädchen verging der Atem. Ihre Hände, die ihn fest umklammert gehalten hatten, lösten sich von seinem Hals;

sie trat von ihm zurück und schauerte in sich zusammen vor Reue, Verzweiflung und Scham. Zum erstenmal sah sie sich als ein gefallenes Weib; vorher hatte ihre Sünde nie ihre Seele berührt. Erst in diesem Augenblick kam sie zu Fall.

Sie waren jetzt bei der Höhle angelangt; Käthe setzte sich auf einen Stein am Eingang und brach in heftiges Schluchzen aus. Es zerriß ihm das Herz. Ihr Weinen klang wie das Jammergeschrei des Lammes auf der Schlachtbank. Er mußte sich Gewalt anthun, um sie nicht in die Arme zu nehmen und sie zu trösten. Der Thränenstrom versiegte endlich; nach einiger Zeit atmete sie tief auf und war ruhig. Dann erhob sie den Kopf, und der letzte Strahl der Herbstsonne traf ihre farblosen Lippen und ihre geschwollenen Augen. Als sie wieder Worte fand, war es, als spräche sie im Schlaf oder unter magnetischem Einfluß.

„Es ist unrecht von mir, so viel an mich selbst zu denken, als ob das die Hauptsache wäre. Ich sollte auch Dich bedauern. Du mußt unwiderstehlich dazu getrieben werden, sonst könntest Du nicht so grausam sein.“

Das Gesicht dem Meere zuwendend, murmelte er etwas von Pete; sie hielt sich an diesen Namen. „Ja und Pete auch“, murmelte sie. „Da Du glaubst, daß es unrecht gegen Pete wäre, will ich Dich nicht festhalten. O, es wird freilich auch ein Unrecht gegen mich sein! Doch will ich Dich nicht mehr damit peinigen, Dich taub zu stellen für meine Leiden.“

Sie suchte sich die vergebliche Hoffnung vorzuspiegeln, daß sie ihn doch noch zurückgewinnen könnte. „Wenn ich ihn freigebe,“ dachte sie, „so wird er mich dafür lieb haben“; laut sagte sie dann mit trauriger Stimme: „Du wirst nun vorwärts kommen und ein großer Mann werden; ich bin nun kein Hemmnis mehr für Dich.“

„Um Gottes willen, sprich nicht davon,“ sagte er, doch sie beachtete es kaum.

„Ich hielt es für etwas Köstliches, von einem großen Manne geliebt zu werden. Das thue ich nicht mehr. Es ist etwas Schreckliches. Wenn ich Dich nur für mich allein haben könnte! Wenn Du für alle andren nichts wärest! Du würdest dann alles für mich sein und was bedürft' ich noch weiter?“

Fast wäre er bei ihren Worten zusammengebrochen vor Qual und Liebe; er griff an seine Brust und wendete sich ab, denn die Augen flossen ihm über. Sie trat zu ihm, berührte seine Hand, die schlaff herabhing, mit den Fingerspitzen, und ihre Stimme klang wie die eines Kindes: „Du weißt, nun ist alles aus,“ sagte sie. „Wenn wir jetzt auseinandergehen, so begegnen wir uns nicht wieder. Wenigstens nicht in der alten Weise, wie wir jetzt zusammengelassen sind. Du bist für mich nur wie jeder andre, und ich bin für Dich nur wie jeder andre. Niß Cregeen wirst Du mich nennen, und Du bist dann Mr. Christian für mich. Wenn Du mich siehst, wirst Du zu Dir sagen: „Das arme Ding, einst, als sie jung war, hat sie mich lieb gehabt. Niemand hat mich je so geliebt.“ Und wenn Du auf der Straße an mir vorüber gehst, so wirst Du nicht einmal nach mir hinsehen. Nicht wahr, Du wirst es nicht thun? Nein, nein, es ist doch besser, Du thust es nicht. Lebe wohl!“

Ihre aufrichtige Zärtlichkeit erstickte ihn fast. Er biß sich die Unterlippe wund, um den Schrei zurückzuhalten, den er ausstoßen wollte. Endlich konnte er es nicht mehr ertragen und brach in die Worte aus: „Wollte Gott, wir hätten einander niemals geliebt! Wollte Gott, wir wären einander niemals begegnet!“

Sie aber antwortete mit demselben kindlich milden Ton: „Sage das nicht, Philipp. Wir haben zusammen doch ein paar glückliche Stunden verlebt. Ich will doch lieber so von Dir scheiden, wie grausam und hart es auch ist, als Dir niemals begegnet zu sein. Ist es nicht noch immer etwas für mich, daß der wackerste, klügste, edelste Mann in der ganzen Welt mich geliebt hat? Lebe wohl. . . lebe wohl!“

Sein Herz blutete, sein Herz schrie, er brachte aber keinen Laut hervor. Sie standen noch nebeneinander. Leise ließ sie seine Hand aus ihren Fingern gleiten und ging schweigend davon. Nachdem sie drei Schritte gegangen, blieb sie stehen, er aber gab ihr kein Zeichen. Sie stieg langsam den kurzen Abhang des Hügel empor und unterdrückte das krampfhaftes Schluchzen ihrer Brust; im

Weitergehen sah sie mit nassen Augen zurück. Philipp hörte den Uferries unter ihren Füßen herabgleiten, während sie mühsam den felsigen Strand erklimmte, und als sie die Spitze erreicht hatte, schien ihr weicher Tritt auf dem Moorboden sein Herz zu treffen. Sie stand hier, sich vom Himmel abhebend, einen Augenblick still, um auf einen Laut vom Ufer zu warten, einen Schrei, ein Wort — auf das Erheben einer Hand, ein Schluchzen, einen Seufzer, ihren eignen Namen „Räthe“. Selbst jetzt noch, gekränkt und gedehmt, ein armer, wunder Vogel, der sich von der Leimrute losgerissen hat, war sie bereit zurückzufliegen. Aber nein! Alles blieb stumm und regungslos, und sie verschwand hinter dem Hügel. Er sah sie davongehen und das Licht des Himmels schwand mit ihr hinweg.

VIII.

Der Rückweg nach Hause war so weit, so viel weiter, als der Hinweg. Wenn man zur Flutzeit hinaussteuert auf die hohe See, bei stillem Wasser und Sonnenschein, dann ist's eine kurze, leichte Fahrt; aber sie wird lang und schwer, wenn man in den Hasen zurück muß, und die Wellen hoch gehen, finstere Wolken herabhängen und ein widriger Wind dem Bug entgegenweht.

So weit, ach, wie weit! Sie dachte, jedermann müßte sie ansehen und wissen, was sie jetzt war — ein gebrochenes, verlassenes, gefallenes Weib. Auch war sie so müde; sie glaubte kaum, daß ihre Füße sie tragen würden.

Als Philipp allein zurückblieb, war ihm, als liege das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern. Die Berge Englands sahen jetzt grau und unheimlich aus, und der Sturm, der zuvor an der andern Küste gewütet hatte, schien jetzt die Insel heimsuchen zu wollen. An Stelle der regungslosen See toste jetzt eine wilde Brandung, und weiter draußen flog der Sturmvogel mit unheimlichem Getöse dicht über die weiß schäumenden Wogen hin.

Verämbt und niedergedrückt vor dem Aufruhr und Unheil der letzten Stunde, ward er es nicht gewahr, daß der Dampfer in die Bucht eingelaufen sein müsse, weil der Rauch jetzt rückwärts dahinjog; auch hatte er nicht bemerkt, wie der Karren, dem er am Eingang des Hafens begegnet war, leer zurückkam, um eine neue Ladung Seetang aus der Höhle zu holen. Der Hummerfischer hatte sein Boot nahebei an den Strand laufen lassen und seine Stimme klang wie mit Grabeslaut durch die Luft, als er herüberschrie: „Der Leitblock hat gepiffen, wie er an den Mast schlug, da dacht' ich, es würde Sturm geben, und kam heim.“

In der Nacht hatte Philipp einen Traum. Er saß auf einem erhöhten Sitz unter einem hölzernen Baldachin, hinter sich das Wappen Englands und vor sich ein großes Buch; seine Hände zitterten, als er in dem Buche blätterte, und die Beine waren ihm schwer wie Blei. Alle Leute verneigten sich tief vor ihm und sprachen in seiner Gegenwart mit gedämpfter Stimme. Er war der Deemster und war alt. Ein junges Weib saß auf der Anlegebank — Wasser triefte aus ihren Haaren, und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Den Zeugenstand betrat ein junger Mann mit gesenktem Kopf. Er hatte das Mädchen der Schande überliefert, und aus Scham und Verzweiflung hatte sie versucht, sich das Leben zu nehmen. Der Deemster blickte auf den Mann und sprach in strengem Tone: „Zeuge, ich bin gezwungen, die Frau zu bestrafen, aber beim Himmel, ich wollte, ich könnte Euch an ihrer Stelle verurteilen. Was habt ihr zu eurer Verteidigung zu sagen? — „Ich habe nichts zu meiner Verteidigung zu sagen,“ antwortete der junge Mann. Er erhob das Haupt, und der alte Deemster sah sein Gesicht. Da erwachte Philipp mit einem unterdrückten Schrei, denn das Gesicht des jungen Mannes war sein eigenes gewesen.

IX.

Als Cäsar auf den Hafendammlam kam, sah er sich vorsichtig um, als fürchte er, es möchte ihm jemand zuvorgekommen sein. Die Luft war aber rein und er atmete erleichtert auf. Nachdem er die Pferddecke festgemacht und dem Tiere den Futterbeutel vorgehängt hatte, fing er an, im vorderen Teile des Hafens auf und ab zu gehen, wobei er noch immer eifrig nacherspähete. Mit der Zeit wurde es ihm aber behaglicher; er tauschte Grüße mit dem Hasenmeister und piff sogar etwas vor sich hin, um sich die Zeit zu vertreiben.

„Nuhiges Wetter heute, Mr. Quayle.“

„Ja, bis jetzt, Mr. Cregeen. Aber was sagt das Volk? Je größer die Stille, desto näher der Südwind.“

Als Cäsar vom Ende des Damms den Rauch des Dampfers um die Spitze von Kirk Maughold kommen sah, war er in einer feierlichen, fast schwermüthigen Stimmung. Er fühlte, welche traurige Aufgabe es ist, wenigen Besitzthümern, Kleider und dergleichen, in Empfang zu nehmen, die alles sind, was von einem lieben verstorbenen Freunde übrig geblieben ist. Jemand mußte aber doch diese Pflicht erfüllen, und Cäsar übernahm es mit einem Seufzer der Ergebung.

Der Dampfer kam an den Quai und es entstand viel Lärm und Verwirrung. Cäsar wartete, die eine Hand auf dem Halse des Pferdes, bis das Schlimmste vorüber war. Dann ging er an Bord und sagte mit fester Stimme zu dem Matrosen am Fuß der Falltreppstreppe:

„Haben Sie hier etwas von Mr. Peter Quilliams Eigentum?“

„Dort ist sein Gepäc,“ sagte der Matrose, und deutete auf einen Lederkoffer von mäßiger Größe, der unter ähnlichen Koffern am Eingang zu den Luken stand.

„Um!“ murmelte Cäsar, der den Koffer von der Seite maß und sich über dessen Kleinheit wunderte. Als ihm indes einfiel, daß er vielleicht nur Wertpapiere enthielte, fügte er freundlich hinzu: „Ich will ihn an mich nehmen.“

Zu Cäsars Ueberraschung erhob der Seemann gar keinen Einspruch; doch gerade als er den Koffer mit der Zuberficht ansah, die aus der Erfüllung des Gehofften entsteht, bemächtigte sich eine große häßliche Hand desselben und fing an, ihn wie einen Stein vor sich herzurollen.

Es war der schwarze Tom, der so schwitzte, daß es dampfte.

„Sachte, Mann, sachte,“ sagte Cäsar mit überlegener Würde. „Ich habe den Gig auf dem Quai stehen.“

„Und ich habe einen festen Karren auf dem Markt,“ sagte der schwarze Tom.

„Ich bedarf keiner Hilfe,“ meinte Cäsar, „Ihr braucht Euch nicht zu bemühen.“

„Macht kein Aufhebens davon, Cäsar,“ erwiderte der schwarze Tom, stellte den Koffer auf die scharfe Kante und bückte sich, um ihn auf den Rücken zu laden.

Doch Cäsar legte die Hand schwer darauf und sagte: „Gott sei uns gnädig, Mann; es ist mir leid um Dich. Der Rammon hat Besitz von Deinem Herzen genommen, Tom.“

„Er muß dann gerade aus Deinem fortgelaufen sein,“ sagte der schwarze Tom und drehte den Koffer auf einer Ecke herum.

Doch Cäsar ließ nicht los: „Du wirst doch in aller Welt nicht den Teufel der Gabsucht die Oberhand über Dich gewinnen lassen.“

„Nein, das soll er nicht,“ erklärte der schwarze Tom, und im nächsten Augenblick hatte er den Koffer auf der Schulter.

„Es ist meine innerste Ueberzeugung,“ sagte Cäsar, „daß es in diesem Fall verzeihlich ist, Gewalt anzuwenden,“ und er packte den Koffer mit beiden Händen, um ihn wieder herunter zu reißen.

„Laß den Kasten los, oder ich werfe Dich in den Hasen,“ kreischte der schwarze Tom unter seiner Last.

„Philister über Dir, Simson!“ schrie Cäsar, und es entstand eine Schlägerei.

Mitten in dem Aufruhr, während die Männer sich einander ins Gesicht brüllten und der Koffer auf Schulterhöhe zwischen ihnen in der Luft schwanke, kam ein sonderbrannter Mann mit dickem Bart und machtvoller Stimme, ein rechenhafter Bursche in einer Latschenjoppe und einem breitkrämpigen Hut, eilig die Kajütentreppe herauf, und ein Hund lief hinter ihm her. Einen Augenblick später hatte er die beiden Männer getrennt und der Koffer lag vor seinen Füßen.

Der schwarze Tom wich einen Schritt zurück, hob den Strohhut vom Kopf, kratzte sich den kahlen Schädel und murmelte mit ängstlicher Stimme: „Heiliger Seemann!“

Cäsars Gesicht war fahl geworden und er hob die Augen gen Himmel: „Herr, habe Erbarmen mit mir,“ murmelte er — „sei meiner Seele gnädig, o Herr!“

„Fürchtet Euch nicht,“ sagte der Fremde. „Ich bin ein lebendiger Mensch und kein Geist.“

„Der Mann selbst,“ leuchtete der schwarze Tom.

„Peter Quilliams bei gesundem Leibe,“ sagte Cäsar.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

rg. Die Schulparkie. Pünktlich waren sie da, zu pünktlich fast. Eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit wimmelte und schwirrte es bereits in der zweiten Bahnhofshalle. Weiße, rosa und blaue Kleider flatterten durcheinander, einige sehr elegant, andre einfach; die einfachen überwogen.

Schülerinnen einer Gemeindefchule irgendwo da draußen vom Osten her. Auf ihren Gesichtern lag das Rot freudiger Erwartung, die Klappermäulchen standen keinen Augenblick still.

„Fräulein hat gesagt, sie bringt Reifen mit.“

„Ei fein, Reifen!“

„Ach Unsinn, Reifen! Reifen trudeln de Jungen. Fräulein kann doch auch nicht für uns alle Reifen tragen.“

„Na, Du hast wohl 'n Piepmatz? 's sind doch keine Reifen zum Trudeln, die werden doch geworfen. Weißte das nicht?“

„Na woher soll se's denn wissen, Trude Lehmann hat doch im Leben noch keine Landpartien gemacht.“

Die es sagte war eine von den „Feinen“, weißes Biqueelleid, himmelblaue Schärpe, großer weißer Florentinerhut mit Straußenfedern. Sie that sehr wichtig und sehr herablassend, das schien die Kleine zu reizen: „Hab' Dir man nich — am Ende mehr wie Du!“

„Ach Herrjeh, wohin denn? Nach'm Friedrichshain oder nach'm Andreasplatz?“

„Wir sind gerade schon nach'm Schweizergarten gelwesen,“ schrie die Kleine zornig.

„Nach'm Schweizergarten 'ne Landpartie! Haach! Habt Ihr schon mal gehört, daß nach'm Schweizergarten 'ne Landpartie ist?“

Die „Feine“ wandte sich zu ein paar andern „Feinen“; sie lachten insgesammt.

„Wäcker, Du bist mir viel zu frech!“ Trude Lehmann versuchte einen verächtlichen Ton, aber er gelang ihr nicht, sie weinte fast vor Aerger.

Eine Freundin zog sie zurück: „Daß die Wäcker quatschen, Trude, die ist immer so frech!“

„Ja, die Wäcker is 'n oller Bieraffe!“

Die Mehrzahl ergriff Partei gegen die Grobe. Es bildete sich eine Gruppe um Trude. Man tuschelte und warf verhöhlene Blicke auf die Feinen, die hatten sich untergefaßt und promenierten hin und her, thaten, als ob die andern gar nicht vorhanden wären.

„Du sech doch, wie sie sich haben“, sagte Käte Brendner, „und die Wäcker immer die Nase so.“ Sie faßte ihr eignes Näschen mit zwei Fingern und zog es gen Himmel.

„Die denkt, weil ihr Vater Koosmann is, kann se sich dicke thun!“

„Jatwoll — Koosmann — er handelt mit Grüntram, um det is noch lange kein Koosmann, det is 'n Höter.“

„Und die Federn hat se bloß, weil ihre große Schwester Federn macht, und darum kriegt sie se billiger.“

„Pfauhahn“, sagte Käte Brendner im Tone tiefster Verachtung.

„Und in de Gemeindefchule geht se auch nur.“ Die kleine Trude warf den Feinen einen empörten Blick nach. Trotz der allgemeinen Teilnahme konnte sie sich noch immer nicht beruhigen.

Die Feinen waren unterdessen wieder einmal herangekommen. Sie gingen diesmal aber nicht vorüber, sie blieben stehen.

„Wir fahren Sonntag nach Wannsee,“ erzählte die Wäcker herausfordernd laut: „Nach Wannsee ist es sehr teuer, da lohnt es sich, ne Landpartie zu machen.“

„Wir fahren nach Tegel,“ stimmte eine der andren bei, „na, wenn man nicht so weit weg fährt, denn lohnt sich's überhaupt nicht.“

„Das ist aber auch nur etwas, wenn man Geld hat,“ meinte die Dritte: „Das ist natürlich nichts für Kellerleute — dabei warf sie einen vernichtenden Blick auf die kleine Trude. Der schoß das Blut ins Gesicht. „So'ne Gemeinheit!“ rief eine Stimme aus der andren Gruppe.

„Würdet Ihr zu 'ner Schulparkie auch Euer Schulkleid anziehen?“ sagte die Wäcker: „Ja nicht, lieber bliebe ich zu Hause.“

„Na ja, wir haben auch unsern Stolz,“ die, welche nach Tegel wollte, warf den Kopf zurück.

Aber jetzt war es mit der Geduld der Kleinen vorbei. Trude schoß durch die Schar der Gefährtinnen gerade auf die Feinen los. Vor der Wäcker pflanzte sie sich auf: „Das ist ja gar nicht wahr, Du alte Vignerin, und meine Mama hat es auch gewaschen, und meins ist überhaupt für mich gemacht, und Du trägst bloß, die abgelegten von de Birtskinder, und da — da — da auf Deinen Rücken, da sieht man noch die Nähte, wo getrennt ist . . .“

„Haach ja . . . die Nähte!“

„Abgelegte Kleider trägt se — pfui Deibel!“

Trudens Gruppe schwarte sich um die Feinen. Es entstand ein allgemeines Hohngelächter. Man lief um die Wäcker herum und beguckte sie von vorn und hinten.

„Unter den Aermeln ist es gestoppt, secht doch — haach Du, ist Dein Hut auch 'n abgelegter?“

„Pfui, det riecht ja so nach Benzin hier, Wäcker, dett kommt von Deine Schärpe . . .“

„Fräulein kommt!“ rief eine Stimme.

Die Schar stob auseinander und stürzte dem Eingang zu! —

— **Wachstum und Alter.** Wächst der Mensch, so lange er lebt? oder wachsen wenigstens gewisse Teile des menschlichen Körpers während der ganzen Lebensdauer? — Die erstere Frage können wir

wohl ohne Zögern mit nein beantworten, aber die zweite wird sicherlich die meisten in Verlegenheit setzen. Und in der That ist sie bisher nur sehr ungenügend aufgeklärt, was sich einfach aus der Unmöglichkeit erklärt, einem Menschen zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens auf das Gewicht seiner einzelnen Organe zu unteruchen. Immerhin stehen andre Mittel offen, deren Benutzung zu beachtenswerten Ergebnissen geführt hat. Besonders hat sich Dr. Mühlmann so eingehend wie möglich mit dieser Aufgabe beschäftigt. Er berichtet gleich im Anfang seiner im „Biologischen Centralblatt“ veröffentlichten Arbeit eine erstaunliche Thatsache, daß nämlich das Gehirn im Verhältnis zum Gewicht des ganzen Körpers in der frühesten Jugend am größten ist. Im ersten Jahrzehnt des Lebens nimmt das Gehirn etwa den 14. Teil des gesamten Körpergewichts für sich in Anspruch, und dieses Verhältnis wird im späteren Alter niemals wieder erreicht. Ebenso verhält es sich mit der Niere, die im ersten Jahrzehnt 0,7 Proz. des Gesamtgewichts einnimmt, und vielleicht auch mit der Milz, der Leber und dem Darm. Eine andre Stellung nimmt das Knochengewebe ein, das erst im zweiten Jahrzehnt sein stärkstes Gewichtsverhältnis erlangt. Bei der Muskulatur tritt der Höhepunkt der relativen Entwicklung erst im 40. bis 50. Lebensjahr ein. In eine besondere Klasse sind nun noch die Organe zu setzen, die während des ganzen Lebens ziemlich gleichmäßig fortwachsen; dazu gehören namentlich die Lunge und das Herz. Das Wachstum des Darms nimmt übrigens vom mittleren bis zu dem spätesten Alter wiederum regelmäßig zu, ebenso auch das der Leber. Die Haut gehört vermutlich zu den dauernd wachsenden Organen. Die Betrachtung dieser Thatsachen führt Mühlmann zu dem uns sehr bedenklich erscheinenden Schluß, daß die gewissermaßen an der Oberfläche beteiligten Organe am längsten fortwachsen. Dazu rechnet er nicht nur die Haut, sondern auch die Lungen, die Gefäße nebst dem Herzen, den Darm. Man könne von letzteren freilich nicht sagen, daß sie an der Oberfläche des Körpers liegen, aber sie stellen die Vermittelung des Körpers mit der Außenwelt dar mit Bezug auf die Aufnahme fester, flüssiger und gasförmiger Nahrung. Weniger lange behält die Muskulatur ihr Wachstum bei, noch weniger das noch weiter nach innen gelegene Knochengewebe, und bei den innersten Organen, wie namentlich beim Gehirn, hört es am frühesten auf. Es scheint ihm also eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin zu herrschen, daß die Bestandteile des Körpers am längsten wachsen, die nach außen zu gelegen sind. — („Umschau.“)

Kulturgeschichtliches.

k. Die „guten, alten Sitten“ im englischen Parlament. Obgleich gerade die letzte Woche die schönsten Kärnteneuen im englischen Parlament gesehen hat, und wenn es auch noch nicht lange her ist, daß John Dillon den Jos Chamberlain einen „verd . . . Lügner“ genannt hat und dafür auf einige Zeit ausgeschlossen wurde, so scheint es doch, als ob das Unterhaus sich im Laufe der letzten hundert Jahre im ganzen wesentlich gebessert hat. Wenigstens stellt ihm Michael Mac Donagh, der scharfe Beobachter parlamentarischen Lebens, in seinem neuen Buch über das Parlament dieses Zeugnis aus. Namentlich spielt das Trinken keine so große Rolle im englischen Parlamentsleben mehr wie damals. Vor hundert Jahren war es in allen Klassen der Gesellschaft Sitte, viel zu trinken, und betrunkene Mitglieder sah man nicht selten im Unterhause. Zweifellos das größte Ereignis im Unterhause erregte es jedoch, als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Sir George Rose eines Abends betrunken hereinspazierte und den Sprecher zu einem komischen Liebesanruf forderte. Die Abgeordneten waren wie der Sprecher vollständig starr vor Staunen. Sobald der letztere aber seine zerstreuten Sinne wieder sammeln konnte, befahl er dem Sergeant-at-arms (Stabträger), das ehrenwerte Mitglied in Haft zu nehmen. Sir George Rose, der ein einflussreicher und reicher Landadelmann war, wurde nun vor die Schranke des Hauses gebracht, aber der von ihm getrunkene Wein hatte ihn freisüchtig und widerspenstig gemacht, und als er aufgefordert wurde, den Sprecher um Verzeihung zu bitten, erklärte er fest, er würde keinen Menschen um Verzeihung bitten, nicht einmal König Georg, und ganz gewiß nicht jenen kleinen Vurschen mit der großen Perrücke. Darauf wurde Sir George Rose in ein Zimmer, das Gewahrsam des Unterhauses, gebracht, wo er seinen Rausch ausschlafen konnte. Am nächsten Tage war er bußfertig und nüchtern, bat den Sprecher um Verzeihung, erhielt einen Verweis und wurde verurteilt, die Kosten des Stabträgers zu bezahlen, die nicht gering waren. Sogar Premierminister unterlagen gelegentlich ihrer Neigung zu Bacchus, zum Beispiel William Pitt. Einmal stand er so offenkundig unter dem Einfluß des Weines, als er auf der Ministerbank saß, daß einer der Sekretäre bei diesem Anblick heftige Kopfschmerzen bekam. „Ein ausgezeichnetes Arrangement“, bemerkte Pitt dazu, „ich habe den Wein, und er hat die Kopfschmerzen.“ Aber manchmal hatte Pitt sowohl den Wein, als die Kopfschmerzen. Am 21. Februar 1783 wurde er von Fox wegen der Friedensbedingungen mit Frankreich, Spanien, Holland und den Vereinigten Staaten, die im Kriege gegen England vereint waren, angegriffen, weil sie zu günstig für den Feind seien sollten. Pitt war an jenem Abend krank, weil er zu viel Portwein getrunken hatte. Direkt hinter dem Stuhl des Sprechers befand sich eine Thür, die zu dem Garten der Wohnung des Sprechers gehörte. Inmitten von Fox' Rede mußte Pitt sich plötzlich hinter diese Pforte zurückziehen. Er hielt die Thür mit einer Hand geöffnet, und während er

sich in dem Garten erbrach, wandte er sein Ohr dem Hause zu, um keines der Argumente von Fox zu überhören. „Niemals“, schreibt William Wilberforce, ein Augenzeuge dieser Scene, „erinnere ich mich, einem ähnlichen Triumph des Geistes über eine körperliche Schwäche beigewohnt zu haben. Als Fox sich legte, antwortete Pitt mit großem Geschick, wenn auch nicht ganz so glänzend wie gewöhnlich...“

Volksskunde.

— Ueber das Westertwälder Bauernhaus wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: Man muß schon recht entlegene Orte des Westertwäldes aufsuchen — der Tourist wird dabei reichlich auf seine Kosten kommen —, um das Westertwälder Bauernhaus in verhältnismäßig urwüchsigiger Beschaffenheit anzutreffen. Bequemere ist das Studium gegenwärtig den Besuchern des Kreisstädtchens Montabaur gemacht, wo der Gewerbeverein eine der typischen, strohgedeckten Bauten durch Kreisinspektor Engel zur Schau hat errichten lassen. Der Fachwerkbau ist auf Bruchsteinfundament aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Die Gefache sind mit rauhem Putz versehen, der in den einfassenden Streifen geglättet und geweißt ist. Durch die Verschiedenheit in Korn und Farbe der Putzflächen und ihren Gegensatz zum schwarzen Fachwerkholz erhält das Weußere mit einfachen Mitteln eine Belebung, deren Fortbestehen bei ländlichen Bauten wohl zu wünschen wäre. Auch allerlei Linienornamente werden in den frischen Putz eingegraben, oder an hervorragten Stellen werden Simpsprüche und primitive Schildereien mit Leinfarbe aufgemalt. Durch die quer getheilte Hausthür — darüber das Hinsteloch — tritt man direkt in die Küche. Sie dient gleichzeitig als Flur. Ueber dem genauerten Herd mit Rauchfang hängt der Kochtopf an einer eisernen „Hehl“, d. i. eine kammartige Stelvorrichtung. Der Fußboden ist mit unregelmäßigen Steinplatten belegt. Von der zweiten oder dritten Stufe der Wendeltreppe, die nach dem Dachgeschoß führt, gelangt man zur Wohn- und Schlafstube. Infolge dessen ist die Wohnstube niedriger und leichter zu erwärmen. Der eiserne Ofen, nach den auf ihm befindlichen Darstellungen kurzweg „Der verlorene Sohn“ geheißen, wird von der Küche aus bedient. Der Hausrat, der eines sehr wohlhabenden Bauern, ist fast ausnahmslos echt und von Apotheker Dr. Spieß teils aus eigenem Besitz hergegeben, teils in der Umgegend gesammelt. Bett, Wiege, Schrankuhr, Schränke und Bankstühle tragen reiche Schnitzerei. Charakteristisch für alle Westertwälder-Häuser ist der „Niederlaß“. Er entsteht dadurch, daß das Dach auf der Hinter- (Wetter-) Seite weiter heruntergezogen ist als auf der Vorderseite; er dient als Vorrats- und Geräteraum, auch als Schlafkammer. Entsprechend der Wohnstube liegt auf der andren Seite der Küche die Lemme, an die sich Stall und Scheuer anschließen. Sie sind hier nicht ausgeführt, statt ihrer giebt es eine Trinstube. Die Wandbreiter sind mit echten alten Höhrer Krügen und mit einigen Zimmgefäßen besetzt. Die Verputzwand ist von Maler Wederling, einem Westertwälder, mit derben Farbenstücken geziert: ein Bauerntanz, der durch einen hereinstürmenden Ochsen gestört wird, daneben dem wildreichen Westertwald entsprechend allerhand auch mit Humor behandeltes Waldgetier. —

Völkerrunde.

— Feuerprobe in Afrika. Von der früher im Hehe-lande (Deutsch-Ostafrika) üblich gewesenen Feuerprobe erzählt Missionar Klamroth in den „Berliner Missionsber.“: Um Zauberer zu entlarven, die den Leuten Krankheiten anhegen, wurde früher, zur Zeit der alten Hehe-Herrschaft, eine richtige Feuerprobe angestellt. Der Mutumaja kam nur den Ort angeben, wo der Missethäter steckt. Falls der Oberhäuptling die Sache nun weiter verfolgen will, läßt er die ganze Einwohnerchaft, Männer, Frauen und Kinder jenes Dorfes zusammenkommen. Ein großes Feuer wird angezündet und eine Hade darin glühend gemacht. Dies alles geschieht unter Leitung des Muna Kanana, des „Oberleiders“, Festordners oder wie man das Wort überlegen will. Dann fängt er an, dreimal an der Hade zu ledern. Darauf wird sie wieder glühend gemacht und der nächste kommt an die Reihe. Alle ohne Ausnahme müssen heran, selbst der Dorfhauptling, etwaige Aerzte ebenso, auch Wahriager sind nicht ausgenommen. Nur der Oberhäuptling ledt nicht mit und — die Zunft der Schmiede. Wer ein ganz reines Gewissen zu haben glaubt, der ledt auch wohl vier- oder fünfmal. Da die Prozedur ruhig weiter geht, wenn auch schon einer entdeckt ist, so werden bei einer Feuerprobe oft vier oder fünf Zauberer gefast. Haben nun endlich alle geleidet, so werden die ertappten Missethäter zum Oberhäuptling geführt. Mahina soll, wenn es sich nur um einen oder zwei handelte, meist die Todesstrafe verhängt haben, waren es mehrere, so wurde etwa die Hälfte zur Verbannung begnadigt. Noch jetzt erbietet sich manchmal jemand zum Hadenledern, um seine Unschuld zu beweisen, allein im großen Stil wird die Feuerprobe nicht mehr gehalten. —

Astronomisches.

10. Aus der Welt der kleinen Planeten bringt der Pariser „Cosmos“ einige Auslassungen des Astronomen Moureux. Die Entdeckung der kleinen Planeten hat erst kürzlich ihre Jahrhundert-Feier begehen können, da deren erster am 1. Januar 1801

von Piazzi gefunden worden war. Jetzt hat ihre Zahl das fünfte Hundert bereits zur Hälfte überschritten. Es lassen sich in dieser großen Menge von Planetoiden nach den Eigenschaften ihrer Bahnen gewisse Gesetze ausfindig machen, die aber zum größeren Theil nur den Fachmann interessieren. Einige jedoch sind besonders erwähnenswert, weil sie die Anschauungen über die Verhältnisse im Sonnensystem wesentlich vervollständigen. Wie bekannt, liegen die Bahnen der kleinen Planeten etwa zwischen der Bahn des Mars und der des Jupiter und füllen so die große Lücke zwischen diesen Planeten aus. Auch innerhalb dieses Raumes jedoch ist ihre Verteilung keine gleichmäßige, sondern läßt noch die Unterscheidung mehrerer Gruppen zu, deren nach den Forschungen von Dr. Bauhänger drei vorhanden sind: die Gruppe des Mars mit 108, die Hauptgruppe mit 337 und die Gruppe des Jupiter mit 18 Planetoiden. Die Größe und Helligkeit dieser kleinsten Sonnenrannten ist ebenfalls sehr verschieden. Sehr wahrscheinlich oder gerabezu mit Sicherheit anzunehmen ist es auch, daß eine große Zahl von ihnen noch nicht entdeckt ist, jedoch dürften die bisher dem Auge der Astronomen noch entgangenen Planetoiden zum allergrößten Teil von sehr geringer Helligkeit sein und unterhalb der Größe 10^{1/2} liegen. Auch schon von den jetzt bekannten Planetoiden ist weitens die Mehrzahl von sehr geringer Größe. Fast die Hälfte, nämlich 202, hat einen Durchmesser von weniger als 80 Kilometer, dann folgen fast genau ebenoviele (201) mit einem Durchmesser zwischen 80 und 160 Kilometer, weiterhin 41 mit 160 bis 240 Kilometer und endlich nur 12, deren Durchmesser mehr als 240 Kilometer beträgt. Der größte unter den Planetoiden, die Vesta, besitzt einen Durchmesser von 824 Kilometer, dann folgen Ceres mit 772, Pallas mit 594, Hygiea mit 346 und weiterhin der Reihe nach die Planetoiden Eunomia, Juno, Amphitrite, Pishche, Dembowska, Kalliope, Iris und Theis. Diese 12 größten Planetoiden haben also einen Durchmesser von mehr als 240 Kilometer und enthalten etwa zwei Drittel der gesamten Masse im Asteroidenring, die nach einer Schätzung von Vanichinger einer Kugel von nur 1320 Kilometer Durchmesser oder von etwa 1/900 der Erdgröße entspricht. Wenn man die mittlere Dichte der kleinen Planeten zu 2/3 der Erddichte annimmt, so würde die Masse sämtlicher Planeten zusammengenommen nur den 1350. Teil der Erdmasse darstellen und sogar nur den 17. Teil des Mondes. Gerade die kleinsten unter diesen Körpern, die überhaupt nur noch vermittelst der photographischen Platte entdeckt zu werden pflegen, sind häufig die merkwürdigsten. So besitzt der Planet Ceres, der seit einigen Jahren die Astronomen der ganzen Welt beschäftigt, einen Durchmesser von nur 32 Kilometer. —

Humoristisches.

— Noblesse. Er: „Du drahtschö auf, schölst gar d' Würcht ol!“
Sie: „Woast, dös is nobel! Darnoch is i' d' Haut extra.“ —

— Die Katastrophe in Westindien. Alte Bäuerin zur jungen: „Jetzt mißstens aber do scho alle an 'n Teuff glauben, wo ma 'n a so hat speiben seh'n.“
(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— „Der zerbrochene Krug“, komische Oper in drei Akten, Musik von Georg Farno, Text nach dem kleistichen Lustspiel von Heinrich Lee, wird im Laufe der nächsten Spielzeit am Hamburger Stadt-Theater zum erstenmal aufgeführt werden. —

— Das Deutsche Theater kehrt am 23. d. M. von seiner Gastspielreise nach Berlin zurück. Das Verional spielt dann noch bis Ende dieses Monats, das Theater bleibt während des Monats Juli geschlossen und eröffnet seine neue Spielzeit am 1. August. —

— Bei den diesjährigen Bahreuther Festspielen wird Herr Vorman vom Hamburger Stadttheater zum erstenmal als Parsifal auftreten. —

— Fräulein Reinisch, die mit dem Stuttgarter Opernensemble hier auftritt, wird vom 1. September ab dem Verbande des Berliner Opernhauses wieder angehören. —

— Im Prozeß Geheger-Klinger sind die Einigungsverhandlungen gescheitert. —

— Auf einer Konferenz österreichischer Museumsdirektoren in Wien erstattete Dr. Leising Bericht über die vom österreichischen Museum ausgebende Veranstaltung von Wanderausstellungen in den Kronländern. Es werden Ausstellungen modernen Kunstgewerbes und historische Ausstellungen stattfinden, und zwar sollen von ersterer Gruppe gleichzeitig an verschiedenen Orten Sammlungen der modernen österreichischen und ausländischen Produktion zur Ausstellung gelangen. Die historischen Ausstellungen sollen bestimmte Stilepochen möglichst vollständig zur Anschauung bringen und vorzügliche Originale und Kopien enthalten, zu deren Ergänzung vor allem die Kronlands-Museen herangezogen werden sollen. —